

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 100.

Dienstag, 21. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie verstand sein Blandern: er wollte ihr Zeit zur Sammlung lassen. Aber sie wollte keine Erleichterung. Halten Sie sich einfach an die Tatsache, daß ich hier bin."

Er hoakte sich auf die Sofalehne hinter dem Tisch. „Eine sehr erfreuliche Tatsache. Aber es steht noch eine andere Tatsache fest."

„Nun?"

„Daß Sie kein Vertrauen zu mir haben."

„Wäre ich sonst hier, lieber Freund?"

Er erhob sich, um zu ihr zu gehen und noch einmal ihre Hand zu küssen, diese feste, schlanke Hand, die sonst so tapfer ausah und heute so hilflos herabhing. Aber er fühlte wieder dies dumme Rotwerden und er sagte schroffer, als er eigentlich wollte: „Wer sieht denn nun eigentlich bei den ollen Pharaonen?"

Sie seufzte. „Wissen Sie auch, daß Sie mich wie ein Staatsanwalt inquirieren?"

„O, ich wäre für mein Leben gern Staatsanwalt geworden. Und gewisse Leute hätte ich gern vor mir auf der Anklagebank, und es sollte ihnen hundeschlecht gehen."

Mit einem leichten Anflug einstiger Koketterie fragte sie: „Zum Beispiel mich?"

Vergnügt schlug er auf sein Knie. „Glatt freigesprochen würden Sie. Höchstens Ihre Verteidiger würden bestraft."

„Die Ärmsten. Warum denn aber?"

„Wegen Zeitvergeudung. Man soll auch die Zeit nicht stehlen." Sein Lachen war nicht ganz echt. Beunruhigt sah er auf diesen Mädchentopf, der sich als scharfe Silhouette vom hellen Fenster abhob.

„Sie müssen mir vertrauen", bat sie. „Ich vertraue Ihnen auch."

Er lächelte schmerzlich. War er eigentlich schon so alt, daß so ein junges Mädel auf seine Bude kam und ihm „vertraute"? Er sah in den Spiegel drüben. Die paar Krähenfüße an den Schläfen waren nicht der Rede wert. Und die wenigen grauen Haare sah man kaum, ganz abgesehen davon, daß sie bei den Büllingshovens schon immer im fünfunddreißigsten Jahr auftraten, mit einer Pünktlichkeit, die seine Familie sonst nicht auszeichnete. — Hatte er ihr das eigentlich schon erzählt?

Sagen Sie mir also, was Sie bedrückt, Fräulein Jutta. Womit kann ich Ihnen helfen?"

„Ja, Sie sollen alles hören. Zunächst: ich bin nie in Ägypten gewesen."

„Abgemacht. Jemand anders vertritt Sie dort geschickt. Aber warum sollten Sie überhaupt dahin?"

„Mein Vater wollte es", antwortete sie gesenkten Kopfes. „Damals nach dem kleinen Fest. Und Felicitas ist dort."

„Und warum blieben Sie? Verzeihen Sie die Frage —"

Sie unterbrach ihn, plötzlich aufgelöst und verzweifelt. „Weil ich mußte. Ich mußte helfen. O mein Gott, begreifen Sie mich denn auch nicht?"

Betroffen sah er sie an. Sahen nicht Tränen in ihren Augenwinkeln. Es mußte eine Täuschung sein.

Eine Jutta Reinhagen weinte doch nicht. Schweigend, bedrückt, wartete er.

Dann erzählte Jutta, aus dem Fenster auf die breite, mächtig belebte Straße schauend, alles. Sie ließ nichts aus.

Büllingshoven zuckte leicht zusammen, als sie ihn plötzlich ansah. „Und nun will ich ihn retten. Ich muß ihn retten. Begreifen Sie mich jetzt?"

Er zwang sich zu einem leichten Ton. „Eine schwierige Chose. Nun, Sie sind ja ein unternehmendes Frauenzimmerchen."

„Ach, ich bin nicht halb so unternehmend, wie ich wünschte. Ich weiß nicht ein noch aus. Ich fürchte, ich habe meine Kräfte überschätzt. Ich bin knod-out, Baron." Ihre schimmernden Augen sahen ihn stehend an. „Aber, nicht wahr, Sie stehen mir bei?"

Er nickte und dachte: du hast gut reden. Ich soll dir deinen Liebsten aus seiner fürchterlichen Patsche ziehen. Ich soll ihn dir bringen. Denn darauf kommt es doch hinaus. Weißt du eigentlich, was du von mir verlangst?

„So reden Sie doch endlich", fuhr sie ihn nervös an.

„Ich denke nach. Das tun alle Detektive. Meistens haben sie dabei eine kurze La Bruvère-Pfeife im Munde und einen schottisch karierten Anzug an. Und ein Freund blickt bewundernd auf ihre gerunzelte Stirn. Alle diese Requisiten bleiben mir versagt. Aber eine Zigarette genügt doch am Ende auch. Ich darf doch?" Er stand auf und reichte ihr das Etui. „Es sind keine Rothände. Etwas Niveau muß man doch halten, nicht wahr?"

Es war eine angenehme Überraschung für ihn, daß sie eine nahm und rauchte. So würde alles leichter, neutraler, leidenschaftsloser besprochen werden können.

Sie erzählte nun schon ruhiger von Herrn Wamperer und seine Entdeckung dieser Cyrille. Eine kleine Pause entstand.

Büllingshoven fragte zögernd und ohne sie anzusehen: „Wie verhält Herr Dollingen sich denn dazu?"

„Wozu?"

„Nun, daß Sie ihn — retten wollen."

Sie schnippte ärgerlich die Asche ab. „Aber er weiß doch gar nichts davon."

Das beruhigte ihn irgendwie. Die Befangenheit, die ihre offene Beichte ausgelöst hatte, fiel ab. „Wir machen es", sagte er händereibend. „Wir werden einen Kriegsplan entwerfen und durchführen. Ihr Wamperer hat recht: dies Mädchen mit dem schönen Namen, der an unseren Kronpräsidenten erinnert, muß aufgespiert werden."

Sie sah ihn so dankbar an, daß er doch wieder rot wurde. „Es wird nicht schwer halten. In die Bar wird sie schon wieder kommen. Waren Sie schon da?"

„Nein. Ich würde mich da nicht hineintrauen. Sie vergessen, daß ich doch jetzt Versteck spielen muß."

„Das ist also meine Aufgabe. Jamos. Heute abend noch gehe ich hin und spüre wie ein Windhund. Vielleicht weiß sie, wo dies gefährliche Papier geblieben ist und wo dieser seine Herr steckt." Er stockte plötzlich und Jutta fühlte, daß er etwas Bedeutsames fragen wollte.

Der Mann, der alle Filmstars lenkt

Hinter den Kulissen der großen Filmtheater. — Der „Steuer-
mann“ des Tonfilms. — Er kann selbst Greta Garbo lächer-
lich machen. — Ein verantwortungsvoller Posten. — Wenn
das Filmband reißt.

Mit atemloser Spannung folgen die Besucher des großen
Lichtspielhauses der Handlung. Soeben schied sich die Heldin
an, ihre große Aufgabe dem Gegner ins Gesicht zu schleudern,
als eine unerklärliche Müdigkeit sie zu überfallen scheint.
Die Worte werden langsamer, schwächer, gehen bald in ein
undeutliches Gemurmel über, das Publikum beginnt un-
ruhig zu werden, schließlich sogar zu lachen, und das Schick-
sal eines an und für sich vielleicht geschickt gemachten Films
ist besiegelt. Oder aber eine Schauspielerin, die einige
wichtige Sätze zu sprechen hat, verfällt plötzlich in ein gerade-
zu irrsinniges Tempo, sie überhastet sich, wird undeutlich, ver-
liert die Sympathie des Beschauers. Noch schlimmer ist es,
wenn sich ein Liebespaar nach vielen Verwicklungen und
Nöten endlich zum ersten Kuß findet, wenn sich die Köpfe
langsam einander nähern, der langersehnte Kuß aber wie
ein Kanonenschuß knallt. Die weichevolle Stimmung ist zer-
stört, der Film der Lächerlichkeit preisgegeben. Aus diesen
Beispielen schon wird man erleben, daß das Schicksal eines
Filmes nicht nur vom Manuskript, vom Regisseur und vom
Darsteller abhängig ist, sondern auch von der Geschicklichkeit
eines Mannes, von dessen Arbeit kein Programm, kein Thea-
terzettel etwas meldet. Es ist der Vorführer des Tonfilms,
der sogenannte „Steuermann“, dessen mehr oder minder ge-
schickte Technik oft über das Schicksal eines Filmwerkes ent-
scheidet.

In seiner Kabine sitzt der Mann, den man früher —
zur Zeit des stummen Films — etwas geringschätzend den
„Vorführer“ genannt hat. Heute spielt er keineswegs mehr
eine untergeordnete Rolle. Es genügt nicht nur, daß er die
technischen Dinge beherrscht, er muß auch Fingerspitzengefühl
für die Feinheiten und den dramatischen Aufbau eines
Filmwerkes besitzen. Nicht mehr wie früher besteht seine Auf-
gabe nur darin, den einwandfreien Ablauf eines Filmes zu
überwachen, beim Reißen des Zelluloidbandes die schadhafte
Stelle schnell zu überleben. Er muß vielmehr dafür sorgen,
daß eine klangreine Wiedergabe, richtiges Tempo und vor
allem die genaue Übereinstimmung von Bild und Ton her-
beigeführt wird. Besonders schwierig wird seine Aufgabe,
wenn das Filmband des Tonfilms reißt. Er muß dann dafür
sorgen, daß nicht nur die Einheit des Filmbildes, sondern
auch die des Tones durch geschicktes Kleben wieder hergestellt
wird. Die Bedienung des Lichttonfilms, bei dem sich Bild
und Ton auf demselben Filmband befinden, ist — wie Otto
Behrens in der „Umschau“ berichtet — am einfachsten. Es
gibt heute bereits internationale Vereinbarungen über die
Vorführungsgeschwindigkeit, sie beträgt genau 24 Ein-
stellungen in der Sekunde. Auch nur die geringste Änderung
dieser Norm würde unabsehbare Folgen haben. Am Vor-
führapparat wird ein seitlicher Teil des Filmbandes abge-
deckt, damit der Tonstreifen, der sich dort neben dem Bild
befindet, nicht auf der Leinwand erscheint. Nun muß man
aber berücksichtigen, daß der Ton zum Ohr einen weiteren
Weg zurückzulegen hat als das Bild zum Auge. Deshalb
wird der Streifen so geklebt, daß der Ton, der zu dem be-
treffenden Bild paßt, schon etwa 19 Bildchen früher erscheint.
Wenn wir also sehen, daß der Filmheld den Mund wölbt,
um beispielsweise ein „o“ auszusprechen, so stand dieser Ton
bereits 36 Zentimeter vorher auf dem Filmstreifen. Wenn
nun der Film während der Vorstellung reißt, muß er mit
peinlichster Sorgfalt geklebt werden. Das ist nicht so sehr
schwierig wie man vielleicht annimmt, denn wenn ein Bild-
chen ausfällt, so bedeutet dies nur einen Unterschied von 1/24
Sekunde, und eine solche Spanne erkennt das menschliche Ohr
nicht.

Biel schwieriger ist es schon, einen Nadeltonfilm
voraufzuführen. Bei diesem System sind bekanntlich Bild und
Ton getrennt, denn der Ton wird durch eine Grammophon-
platte wiedergegeben. Das Bemühen des Steuermannes
besteht zunächst darin, eine genaue Übereinstimmung im Bild
und Ton herbeizuführen. Die Nadel muß also im selben
Augenblick auf die Platte gesetzt werden, in dem vom Bild-
streifen aus das Anfangszeichen gegeben wird. Wenn die
Nadel nun richtig eingesetzt ist, bewirkt schon die Kuppelung
einen automatischen Gleichlaut zwischen Bildstreifen und
Platte. Nun müssen aber die Platten öfter gewechselt
werden. Zwar werden die neuen Platten automatisch mit
Hilfe einer besonderen Kontakteinrichtung gewechselt. Aber
wenn nun ein solcher Film lange gelaufen ist, sind die
Platten abgelaufen, sie bekommen ausgefrakte Stellen, und
dann ist es leicht möglich, daß die Nadel zu schnell weiter-
springt oder auf derselben Stelle stehen bleibt. Dadurch

können sehr peinliche Wirkungen herbeigeführt werden, die
oft zu unfreiwilliger Komik führen, wenn Bild und Ton
nicht übereinstimmen. Zwar kontrolliert der Steuermann
wöhnlich mit Hilfe eines Kopfhörers die Tonwiedergabe im
Zuschauerraum. Aber da die Maschinen in seiner Vorführer-
kabine ein ziemliches Geräusch verursachen, merkt er zuweilen
erst allzuspät an dem brausenden Geräusch des Publikums
das so gar nicht zu dem gezeigten Trauerspiel paßt, die man-
gelnde Übereinstimmung von Wort und Bild.

Noch schwieriger ist es, wenn beim Nadeltonfilm das
Filmband reißt. In einem solchen Fall muß zunächst der
Lautverstärker sofort abgestellt werden. Dann muß der Vor-
führer zurückspulen, und er tut am klügsten daran, wenn er
später den ganzen Akt noch einmal vorführt. Nur in seltenen
Fällen wird es ihm nämlich möglich sein, genau an der
Fehlerstelle den Einklang zwischen Ton und Bild herbeizu-
führen, und seine mißglückten Versuche würden wahrscheinlich
nur immer wieder neue Beiterkeitsausbrüche hervorrufen.
Man sieht also, daß ein geschickter Vorführer mindestens so
viel zum Erfolg eines Filmes beizutragen kann wie ein Re-
gisseur oder Darsteller. In seiner Hand liegt die letzte Ent-
scheidung über Beifall oder Ablehnung, seine geschickte
Steuerung kann weniger gelungene Szenen schneller vorbeis-
chicken lassen, aber eine Ungeschicklichkeit des Vorführers
kann ebensogut rührende und wirkungsvolle Szenen dem
Fluch der Lächerlichkeit ausliefern.

Spuk im Gasthaus.

Von Heinrich Reiz.

In jene Zeiten, da das Reisen noch beschwerlich war, die
Postkutsche nur in langsamer Fahrt die Entfernungen überwand
und Grenzpässe überall mit den Mißlichkeiten der Passkon-
trolle drohten, gelangte ein Kaufmann, in Geschäften unterwegs,
gerade mit der Abenddämmerung in ein kleines Städtchen und
sah zu seiner Befriedigung Unterkunft in dem nächsten, zwar
bescheidenen, aber sauberen und wohlstandigen Gasthaus.
Er aß in der Wirtsstube zu Nacht, ohne sich lange bei der Unter-
haltung seines Gastgebers zu verweilen, denn er war müde und
hatte zu zeitiger Stunde schon die Weiterfahrt verabredet. Eine
Ragde leuchtete ihm die Treppen voran in das Zimmer, wohin
man seinen Koffer schon geschafft hatte; rasch entkleidete er
sich, und nach des Tages buntwechselnden Eindrücken schläfrig
geworden, entschlummerte er bald.

Witten in der Nacht schredte er auf mit dem Gefühl, ein
Fremder sei bei ihm in der Stube. Der Mondschein rollte helle
Streifen durch die Fenster, in diesem unbestimmten, verschwom-
menen Licht entdeckte der Reisende einen Menschen, der, ohne
auf den anderen zu achten, das Haupt tief zur Brust gebeugt,
langsam dem Tische ruhig auf und nieder schritt. Der Reisende
glaubte noch immer zu träumen, denn das Bild, das er aufnahm,
dankte ihn ganz phantastisch und wirklichkeitsfremd. Er sah wohl
das erregte, hastige Sich-Bewegen, aber hörte keinen Laut auf
den Dielen, er sah die Knöpfe eines Waffenrocks im Mondschein
blinken, doch die Uniform war eine solche, wie preussische Offi-
ziere sie vor Jahrzehnten, etwa zur Zeit der friedenslosen
Kriege, zu tragen pflegten. Plötzlich fühlte der Beschauer sein
Herz in atemloser Furcht verkrampft; in den Händen des fremden
Offiziers funkelte der Lauf einer Pistole, und zugleich, als ob
der Eindringling nun erst die Anwesenheit eines zweiten Menschen
gewahrt werde, trat der Gast ein wilder, von irrsinniger Glut
flackernder Blick. Der Kaufmann wollte einen Hilferuf heraus-
schreien, doch seine Stimme versagte, und schon hatten sich auch
die unheimlich drohenden Augen wieder von ihm fortgewandt.
Der Offizier stand vor dem kleinen, runden Spiegel, langsam
hob er die Pistole gegen die Schläfe. Dann kam ein Knall, dumpf
hallend, im Pulverrauch sank die Erscheinung zu Boden. Der
Gast sprang aus dem Bett, zur Tür zu eilen und Hilfe herbei-
zuholen; indes noch einmal umschauend, sah er das Zimmer leer,
nur Krinkel des Mondlichts schwammen auf den Dielen unter
der mattenleuchtenden Fläche des Wandspiegels.

Das Erlebnis war mit einemmal selbständig beziehungslos ge-
worden, fremd und ohne Spur verweht, unzugänglich jeder ver-
nunftgemäßen Deutung. Ringsum atmete friedliche Stille.
Schon die Türklinke in der Hand, zögerte der Gast auf der Schwelle.
Sollte er das schlafende Haus aufsuchen mit einer wunderlichen
Erzählung, die man mißtrauisch, kopfschüttelnd anhören würde?
War nicht alles doch vielleicht nur ein Alp, ein Traumspuk, den
er am hellen Tage selbst belächelte? Aber das Grauen des Nacht-
gestichts fröstelte ihn noch in bebenden Gliedern. Er ging zum
Fenster, öffnete einen Spalt, ließ milde, frische Nachtluft herein-
strömen. Der Blick auf den mondglühenden Marktplatz be-
ruhigte. Und mit der inneren Ruhe kehrte die Schlaftrunkenheit zurück,
hing schwer an den Augenlidern. Er legte sich nieder, das sonder-
bare Geschehen noch überfliegend, bis der Schlummer die Gedanken
verwirrte. Keine Störung kam bis zum Morgen, und erst in

blendendes Frühlucht weckte das hämmern des Klopfens des Vorstells an der Tür.

Beim Frühstück konnte sich der Kaufmann nicht verlagern, vor dem dienenden Wirt auf die nächtliche Erscheinung, halb scherzhaft, anzuspielen; und da er eine deutliche Verlegenheit des Wirts bemerkte, wurde er neugierig, stieß mit Fragen vor und erreichte schließlich ein mit achselzuckendem Bedauern ausgekramtes Bekenntnis. Leider sei kein anderes Zimmer frei gewesen, doch habe er den hochachtbaren Gast zu so später Stunde nicht aus dem Hause schicken wollen. Er wisse wohl, daß es in jener Stube nicht recht geheuer sei. Mehrere schon sei das Schulbild des Offiziers erschienen, der vor Jahren im gleichen Zimmer sich selbst das Leben nahm. Er, der Wirt, könne sich aus seiner Kindheit des Aufsehens noch erinnern, das der unaufgeklärte Selbstmord erregt habe. Einmaliges freilich, so fügte er entschuldigend hinzu, indem er mit den dicken Fingern über die Schürze strich, sei keinem der späteren Bewohner des Zimmers zugefallen, und wenn schon ein böser, unerlöster Geist darin haule, müsse er allein seine Rechnung mit der Vorlesung begleichen.

Halb nachdenklich, halb ärgerlich, reiste der Kaufmann in der Morgenfrühe weiter, und hinter anderem Geschehen verblaßte das Bild jener Nacht. Aber zuweilen in stiller Stunde lehnte die Erinnerung zurück, und er grübelte, wie tief das Leid, eines Menschen gewesen sein mußte, daß es sich den stummen gleichmäßigen Wänden eingrub und dunkles Ahnen seiner hilflosen Verzweiflung noch umging, da längst jede Spur seines Erdendaseins aus dem Bewußtsein der Welt ausgelöscht war.

Wao.

Von Heinz Scharpf.

An den Ufern des Jangtse sehen viele alte Paläste. Aber keiner ist so berühmter wie der des reichen Chinesen Mienlung, aus der Zeit des erhabenen Kaisers Kanghi, als die glorreiche Mandschudynastie Heng sich gerade die Mongolei einverleibt hatte und zum Nachtisch noch etwas Tibet und Turkestan zu sich nahm.

In allen 18 Provinzen spricht man von den prachtvollen hängenden Gärten dieses feudalen Besitzes. Sie fallen in einer Buntheit zum Fluß herab, daß der leuchtendste Teppich der Tang-Beberei gegen sie erblaßt. Weiße Pfauen wandeln auf den gepflanzten Wegen, in den duftenden Sandelholzbaumen schlagen die Nachtigallen und von dem mit farbigem Fayence verkleideten Porzellanturm weht silbern die Fahne der ungetrübten Freude. Die Schiffer, die den Jangtse hinabrudern, hören fast immer Musik und Gesang aus dem Palast. Sie wenden die Köpfe zum Ufer, als läge da drüben das Paradies. Gegen die Flußseite zu leuchtet ein großer, gelber Marmorblock. Von ihm blinkt weithin in goldenen Buchstaben der Name Wao. Und dies ist die Geschichte von Wao.

Mienlung, der sechsunddreißigste seines Stammes und gegenwärtige Herr des wundervollen Schlosses, lebte sein Leben in vollen Zügen. Er hielt sich eine Schar der schönsten Sklavinnen, die ein Dasein wie Prinzessinnen führten. Zu seinen Freunden zählten die Edelsten des Landes, die Söhne der Kunst und der Wissenschaft.

Einmal, gegen Mitternacht begab sich Mienlung in seine Bibliothek, deren kostbare Bände durch fünf Jahrhunderte von seinen Ahnen zusammengetragen worden waren. Er begab sich dorthin, um ein wenig auszuraufen von der Jagd, der Liebe und dem Opium. Da fiel ihm ein schmales Buch mit giftgrünem Umschlag in die Hände. Es war ein Werk des Taoisten und Konfuzianers Hsioschu, des Weisesten unter den Weisen. Gleich die ersten Zeilen fesselten Mienlung derart, daß er sich von dem Buch nicht mehr zu trennen vermochte. Da ihn die Stimmen seiner Freunde, die bis zu ihm hereindrang, störten, trat er hinaus in den Garten, wo die Sterne leuchteten und der Mond wie eine rote Ampel am Himmel hing. Hier erreichte ihn der Rärm seiner Gäste nicht mehr. Aber Mienlung irrte sich, wenn er glaubte, nun bequem das Buch zu Ende lesen zu können, denn mit jeder neuen Seite eröffneten sich ihm neue überraschende Ausblicke, je weiter er kam, desto mehr versank er sich in philosophischen Gestrüpp, das um das Thema rankte. Es ging ihm wie dem Wanderer, der einen Hügel erstieg, um die Landschaft überblicken zu können und der sich dann vor immer noch höheren Hügeln sah, die ihm das Ziel verbargen.

Mienlung kehrte sinnend zurück in den Palast und ließ das gerade stattfindende Fest auslaufen. Als sich der letzte der Freunde von ihm verabschiedet hatte, befahl er, die Fahne der ungetrübten Freude einzuholen, die Mädchen durften keine Musik mehr machen, die Dienerschaft mußte auf leisen Fußsohlen durch die Gänge schleichen, die weißen Pfauen wurden in die Ställe gesperrt, es war wie wenn tiefe Trauer in das gastliche Haus am Jangtse eingeblasen wäre.

Da aber Mienlung noch immer nicht die nötige Ruhe für das Studium des tiefgründigen Wertes fand, zog er sich, nur von einem Diener, seiner Lieblingskavalerin Tsinlin und seinem Hund Wao begleitet in den äußersten Winkel seines riesigen Gartens zurück, wo die tibetischen Hirsche äßen, die so scheu waren, daß sie vor ihren eignen Schatten wegwirren. Nach kurzer Zeit schickte er Tsinlin fort und auch den Diener duldet er nicht mehr ständig um sich. Nur Wao, der Hund, durfte stumm zu seinen Füßen liegen. Manchmal sah das kluge Tier mit großen, fragenden Augen den Lebenden an, als wollte es erschrecken, was das sei, womit sein Herr sich Tag und Nacht abgab? Wao schnupperte nach dem Buch; aber es roch weder nach Fleisch noch Fisch und seine Eifersucht auf dieses rätselhafte Ding wuchs, je mehr er es bevorzugt sah. Seine wegen vergaß Mienlung auch Essen und Schlaf. Er magerte zusehends ab, Fieber ergriff ihn und Schwäche, es war, wie wenn der Taoist und Konfuzianer Hsioschu wie ein Vampyr auf ihm läge und ihm das Blut auslaugte. Im Palast rang man die Hände über den Unglückseligen und zündete den Göttern Veröhnungskerzen an. Die bösen Geister ließen den geliebten Herrn nicht los und drohten, ihn hinwegzuraffen. Auch Wao trug nichts mehr und die Rippen traten ihm jammervoll aus dem Leibe. Immer feindseliger waren seine scharfen Blicke auf das grüne Buch gerichtet, von dessen philosophischer Tiefe er als einfacher Hund sich keinen Begriff machen konnte.

Eines Nachts, da Mienlung vor Müdigkeit die Augen zugefallen waren, betrachtete ihn Wao lange bekümmert. Sein Herr lag da wie tot. Plötzlich fletschte der Hund die Zähne und duckte sich zum Sprung, als wollte er einem Mörder an die Gurgel fahren.

Bei Mienlungs Erwachen, war das Buch des Weisesten der Weisen verschwunden, nur mehr einige zerfetzte Seiten lagen auf dem Boden umher und der Geister Waos troff giftgrün. Unfassbares war geschehen, Wao hatte das Buch aufgefressen. Von Horn übermannt warf Mienlung mit letzter Kraft seinen Dolch nach dem Hund.

Als der Diener erschien, fand er seinen Gebieter in schwerer Ohnmacht. Man trug ihn zurück in den Palast, wo er lange zwischen Sein und Verlöschen schwebte. Aber Tsinlin pflegte ihn so liebevoll, daß ihn die bösen Geister schließlich verließen. Man führte ihn hinaus in den Garten unter die duftenden Sandelholzbaume und der Himmel schenkte dem Kranken die herrlichsten Tage zu seiner Genesung. Er rief seine Freunde wieder herbei, es wurde wieder musiziert und gelacht, die weißen Pfauen schritten gravitätisch die Wege entlang und eines Tages flatterte die silberne Fahne der ungetrübten Freude lustiger denn je von dem isolierten Porzellanturm. Mienlung lebte wie zuvor.

Dem Andenken seines Hundes aber errichtete er das prächtige Marmordenkmal, dessen goldene Buchstaben weithin blinken und besagen:

Hier liegt der Hund

Wao

Der Retter seines Herrn!

Er war

Treuer als eine Frau!

Aufopfernder als ein Diener!

Kluger als Mienlung!

Das Rezept.

Von Hans Niebau.

Lanschaff hat kein Geld. Das ist schon immer so gewesen. Aber jetzt ist es ganz schlimm. Lanschaff jammert und stöhnt.

„Hören Sie mal“, sagt da Teufermann, „Sie haben doch so viel Freunde und Bekannte, die doch alle ein bißchen Geld haben. Warum hilft man Ihnen nicht?“

„Ich kann sie doch nicht anbetteln“, ächzt Lanschaff.

„Anbetteln ist ein hartes Wort“, lächelt Teufermann. „Aber Sie können sich doch Geld leihen. Oder noch besser, Sie sagen zu einem Ihrer Bekannten: „Ich habe ein schlechtes Gedächtnis und eine noch schlechtere Buchführung. Aber mir ist so, als hätte ich Ihnen vor einem Jahr auf der Gesellschaft von Sowieso mit fünfzig Mark ausgeholfen. Stimmt das?“ Man wird Sie verstehen, und Ihnen Geld und obendrein eine Entschuldigung dazu geben.“

„Om“, wiegt Lanschaff den Kopf hin und her.

„Ich bin überzeugt“, fährt Teufermann fort, „so geht es.“

„Sie haben recht“, nickt Lanschaff. „Dabe ich Ihnen übrigens leihst bei der Silvesterfeier im „Roten Strich“ nicht hundert Mark geliehen?“